

Hans-Martin
Weiss

Salz in der Suppe

Evangelische Diaspora als gesellschaftliches
Ferment¹

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Diaspora-Existenz von Christen – auch die von evangelisch-lutherischen Christen! – ist immer wieder eine mühsame. Beispielsweise notierte Robert Dollinger vor einem halben Jahrhundert in seiner Regensburger Kirchengeschichte: „Die Anfänge der Gemeindebildung in der Diaspora waren nicht leicht; Treue und Standhaftigkeit waren nötig, das Glaubenserbe der Väter zu wahren.“ Diaspora-Christen bedurften seit jeher der Hilfe und Unterstützung.

Und doch verhält es sich mit ihnen keineswegs so wie mit jemandem, der ohne fremde Hilfe nicht zurechtkommt. Das Gegenteil ist der Fall! Wahr ist, dass Diaspora – was ja wörtlich „Zerstreuung“ heißt – durchaus eine recht kräftige und wirkungsvolle Existenzweise bedeuten kann – so wie Salz in der Suppe eine spürbare Wirkung hinterlässt. Und Salz sollen wir Christen sein. Dabei versteht es sich von selbst, dass es sich um „zerstreutes“ Salz handelt. Von Anfang an war ja christliche Existenz, war christliche Kirche wesensmäßig Diaspora-Existenz. Und so ist es auch heute nichts Ungewöhnliches, wenn lutherische Christen ihren Glauben an das befreiende Wort Gottes in Gestalt von Diaspora-Gemeinden leben und dabei ihr Licht unter den Menschen leuchten lassen. Dieses Licht-Sein und Leuchten, dieses Salz-Sein gerade des Diaspora-Christseins, möchte ich im Folgenden zunächst biblisch, sodann mit kurzen Beispielen aus der neueren Kirchengeschichte und zuletzt mit solchen aus der Gegenwart illustrieren.

¹ Vortrag zur Eröffnung des Symposiums anlässlich des 150. Jubiläums des MLV Bayern am 30. Oktober 2010 in Neuendettelsau.

1. Biblische Belege für eine effektive Diaspora-Existenz

Norm ist für lutherische Theologie und Kirche rund um den Erdball das in der Bibel bezeugte Wort Gottes. Das ist das Wort der Offenbarung des Evangeliums vom gekommenen, für uns gestorbenen und auferstandenen Gottessohn Jesus Christus, der selber das lebendige Wort ist, durch das Gott alle Dinge erhält und trägt – also auch die Diaspora-Gemeinden.

Aber was heißt Diaspora genauer? Es gibt verschiedene Redeweisen von der religiös-konfessionellen, von der ethnischen, von der sprachlichen Diaspora, von der Auswanderungs-, der Migrations- oder der Auslandsdiaspora. Auch andere Religionen kennen Diaspora-Situationen. Das Wort „Diaspora“ ist längst zu einem beliebten, mitunter metaphorisch gebrauchten Begriff geworden, dessen Bedeutung zwischen nüchterner Situationsbeschreibung, Rückzugspessimismus und hoffnungsfroher Prognose oszilliert. Evangelische Theologie zieht gegenüber eher gesellschaftspolitischen Deutungskategorien eine biblisch-theologische Bestimmung vor.

Das aus dem Verb *diaspeirein* abgeleitete griechische Wort *Diaspora* stammt aus der Septuaginta, der altgriechischen Übersetzung des Alten Testaments. In allen dort zu findenden zwölf Stellen wird Diaspora als Terminus für die Zerstreuung der Juden unter die Heidenvölker, aber auch für die „Verstreuten“ selber gebraucht. Einmal bekennt sich sogar Gott selbst als der Zerstreuende: „Ich warfete sie mit der Worfschaukel“ (Jer 15,7). In anderen alttestamentlichen Versen (Dtn 30,3 ff; Neh 1,9; Ps 147,2) wird der Zerstreuung der Juden im Sinne einer Strafe die spätere, barmherzige Rückführung in das Land der Väter verheißungsvoll gegenübergestellt.

Wie Jörn Kiefer in seiner 2005 veröffentlichten Dissertation „Exil und Diaspora“² darlegt, geht es bei beidem – bei „Exil“ wie bei „Diaspora“ – um die Erfahrung einer überall in der Welt präsenten und unvermeidbaren Realität, nämlich um das „beklagenswerte Schicksal der Schwächeren“. Dieses Schicksal wird als „Gottesgericht“ gedeutet – und auf solche Weise akzeptiert! Zum Teil kam es sogar zu einer positiven Deutung von Exil und Diaspora: Gottes Gegenwart und Zuwendung gehen in Exil und Diaspora keineswegs verloren; vielmehr werden sie aufs Neue erfahren, um sich mit der innerweltlichen oder endzeitlichen Hoffnung auf Rückkehr und Sammlung der Verstreuten zu verbinden. In solch spiritueller Verarbeitung der

2 Jörn Kiefer, Exil und Diaspora. Begrifflichkeit und Deutungen im antiken Judentum und in der hebräischen Bibel, Arbeiten zur Bibel und ihrer Geschichte 19, Leipzig 2005.

Diaspora-Existenz zeigt sich eine beachtliche theologische Produktivität. Ihr verdanken sich beispielsweise der Zweite Jesaja oder die so genannte Prierschrift mit ihrer Kritik des babylonischen Polytheismus.

Wie Kiefer betont, kennen sowohl das Alte Testament wie das antike Judentum den „Zusammenhang von Universalismus und Diaspora“, nämlich den Effekt der Diaspora-Existenz nicht nur für das Volk Israel, sondern auch für die mögliche Augenöffnung aller Völker, die durch das wahrzunehmende Gesamtgeschehen den einen Gott Israels in seinem Wirken erkennen können. Die exilischen Lebensbedingungen haben der Diaspora-Existenz die bemerkenswerte Frucht einer Reflexion auf den Glauben an den einen Gott abgerungen, also einen integrativen Monotheismus gefördert. So hat die Diaspora-Erfahrung Israels eine theologisch hochwertige Wirkung für die damalige Gesellschaft und für die globale Völkergemeinschaft unseres Planeten gezeitigt. Sie ist alles andere als sinnlos gewesen.

Im Neuen Testament kommt das Substantiv *Diaspora* dreimal vor: in Joh 7,35, 1 Petr 1,1 und Jak 1,1. Das Verb *diaspeirein* gebraucht Lukas dreimal, und zwar im Zusammenhang der Vertreibung der hellenistischen Juchenchristen aus Jerusalem (Apg 8,1.4; 11,19). Dabei fällt der Zusammenhang von Zerstreuung im Sinne von gottgewollter Aussaat und Mission auf. Diaspora bedeutet also eine „Ausstreuung“ von Samenkörnern – ein höchst produktiver Prozess! Im 1. Petrusbrief ist die Anrede an die, „die verstreut wohnen in Pontus, Galatien, Kappadozien, der Provinz Asien und Bithynien“, eingebunden in den Zusammenhang der Fremdheits-, Leidens- und Gerichtsmotive des Briefes. Bezeichnend ist dabei die Hoffnung, dass Fremdheit und Leiden, dass also auch Zerstreuung und Vereinzeln bald ein Ende haben und in die selige Erfahrung des Gottesreiches münden werden. Im Jakobusbrief bedeutet Diaspora-Existenz für die Christen, ständig Verlockungen und Anfechtungen ausgesetzt zu sein und in der Gefahr zu stehen, dass aus den Gläubigen, die in der Welt, aber nicht von der Welt sind, doch Weltfreunde werden (1,27; 2,1–5; 4,4). In dieser Situation ergeht ein autoritatives Schreiben des Jakobus aus Jerusalem an die Glaubensgeschwister außerhalb Palästinas, das zu Geduld im Leiden und zum Widerstand gegen die Versuchungen in der Diaspora mahnt.

Im Alten wie im Neuen Testament steht die Diaspora-Existenz also unter dem doppelten Aspekt von Zuspruch und Anspruch. Gott ermutigt die Verstreuten, auf sein Wirken als ein am Ende sich als heilvoll erweisendes, zusammenführendes zu vertrauen. Und er beauftragt sie zugleich, als Verstreute in die Gesellschaft, in der sie stehen, kraft seines Geistes hineinzuwirken. Die Zerstreuten sind die Gesegneten im Zeichen der Ansage des kommenden Gottes, und im selben Zeichen sind sie auch Gesendete.

Diaspora – das bedeutet in der Regel nicht Fluch und Verzweiflung, sondern Verheißung und Auftrag.

2. „Salzige Diaspora“ in der Vereinsgeschichte

Während die Diaspora als Wirklichkeit auf deutschem Boden längst bekannt war, etwa durch das Schicksal der österreichischen Exulanten, kam das Wort *Diaspora* im Deutschen erstmals bei Nikolaus Ludwig von Zinzendorf vor: Er gebrauchte es im Sinne der zerstreuten Existenz seiner Brüdergemeine innerhalb der Landeskirche. Hier haben wir die kirchengeschichtlich durchaus bezeichnende Begriffsbedeutung des Diaspora-Daseins von *Christen unter Christen*. Ein durchaus schwieriger, aber realistischer Gedanke: Getaufte können unter Getauften einsam, isoliert, zerstreut dastehen, leidvoll, verlassen, missverstanden, womöglich hilflos, ja verleumdet und verfolgt. Diaspora kann sich insofern geradezu darstellen als Gegenbild zur Ökumene, zu gelingendem Miteinander in versöhnter Verschiedenheit. Nichtsdestoweniger ist solche Diaspora-Existenz in sich Verheißung und Auftrag: Verheißung der künftigen Gemeinschaft des Gottesreiches und Auftrag zu ihrer partiellen Existenz. Darauf wird zurückzukommen sein.

Zunächst sei hier wenigstens kurz der historischen Zusammenhänge gedacht, die vor 150 Jahren zur Gründung des „Lutherischen Gotteskastens“ führten. Schon über ein Vierteljahrhundert gab es das ältere protestantische Diasporawerk namens *Gustav-Adolf-Werk*; es wirkte seit 1832 von Leipzig aus für die Diaspora in Deutschland und im Ausland, und zwar eher in einem kulturprotestantischen Sinn. Demgegenüber ging es den Initiatoren des „Lutherischen Gotteskastens“ ganz im Sinne Wilhelm Löhes um eine bewusst am kirchlichen Bekenntnis orientierte Diaspora-Arbeit. Es war dies eine Zeit der allgemeinen Neubesinnung auf die Bedeutung des lutherischen Bekenntnisses. Christen aus Bayern erkannten damals eine besondere Verantwortung für Glaubensgeschwister evangelisch-lutherischen Bekenntnisses in der Diaspora des eigenen Landes und weltweit. Den Ursprungsnamen „Gotteskasten“ entnahmen die Gründungsväter 1 Chr 29,8, wo vom Opferstock zum Bau des Tempels bzw. zur Korrektur seiner Baufähigkeit die Rede ist. Am 29. August 1860 gründeten sie im fränkischen Hersbruck den Verein „Lutherischer Gotteskasten in Bayern“. Zweck des Vereins war laut Satzung, „die in der Zerstreuung, d. h. unter fremden Confessionsangehörigen, lebenden lutherischen Glaubensgenossen inner- und außerhalb Bayerns in ihrer kirchlichen Not zu unterstützen.“ Diese Zweckbestimmung gilt nach 150 Jahren noch genauso.

Kurz vor dem Anbruch des „Dritten Reiches“ änderten die verbündeten lutherischen Gotteskastenvereine ihren Namen, um werbewirksamer zur Sprache kommen zu können. Von da an nannten sie sich „Martin-Luther-Bund“. Im selben Jahr 1932 erfolgte auch in Bayern die neue Namensgebung: Seither ist der „Martin-Luther-Verein in Bayern e.V.“ im Verbund mit dem „Martin-Luther-Bund“ zum fortgesetzten Dienst für die lutherische Diaspora am Werk.

Über die Geschichte des bayerischen Martin-Luther-Vereins informieren im Einzelnen die beiden schönen, in der Geschäftsstelle abrufbaren Bände von Hans Roser: „Von Bayern bis Brasilien“ (1985) und „Von Brasilien bis Russland“ (2001). Wenigstens ein zentrales, wirklich denkwürdiges Geschehen genau zur Halbzeit der 150-jährigen Gesamtphase möchte ich hier als Beispiel dafür anführen, wie der Martin-Luther-Verein zum Salz in der Suppe wurde, als er im Hitler-Deutschland gewissermaßen selber zu einem Diaspora-Phänomen geworden war. Ich blicke auf das 75-jährige Jubiläum des Martin-Luther-Vereins zurück. Das fand 1935 in Hersbruck statt. Dort bewährte sich zu Zeiten des Kirchenkampfes eindrucksvoll die Vereinigung bekenntnisbewusster Lutheraner. Riefen doch just zum selben Datum, ja zur selben Uhrzeit in Hersbruck die Parteiführung, der Kreisleiter und der Bürgermeister zu einer Gegenkundgebung der Deutschen Christen in der Spitalkirche auf! Es wurde sogar ein „großer Kreisthing“ für die Kreise Hersbruck und Lauf angesetzt, zu dem ausdrücklich die Beamtenschaft einschließlich der Lehrerschaft und die Hitler-Jugend erwartet wurden. Der stellvertretende Gauleiter, der Gebietsführer der Jugend und der Kreisleiter waren als Hauptredner angekündigt – just um dieselbe Uhrzeit wie die Nachmittags-Festveranstaltung des Martin-Luther-Vereins mit Landesbischof Dr. Hans Meiser! Angekündigt war außerdem drohend von NS-Seite, dass Anwesenheitsmeldung erstattet werden würde. Tatsächlich kam die größte je in Hersbruck gesehene NS-Veranstaltung zustande. Und doch war sie deutlich kleiner als die Jubiläumsveranstaltung mit Meiser, hinter der ja keinerlei Zwang gestanden hatte.

Die Menschen beflaggten den Ort mutig für Landesbischof Meiser. Schon der Frühgottesdienst um sieben Uhr, in dem der Landesbischof ein Grußwort sprach, war überfüllt. Um neun Uhr konnte dann die Stadtkirche die riesige Festgemeinde nicht fassen, und der ganze Kirchplatz war voller Menschen. Auf der großen Nachmittagsveranstaltung in der Stadtkirche erklärte der Landesbischof, dass sich die Kirchenleitung freudig zur Arbeit des Martin-Luther-Vereins bekenne und sie um ihrer Wichtigkeit willen weitgehend fördern wolle.

3. Diaspora als Salz in Osteuropa

Die Wende von 1989 bedeutete für viele Länder des ehemaligen Ostblocks den Anbruch von Freiheit und Demokratie, aber auch von rohem Kapitalismus. Es begann eine Zeit unerwarteter Möglichkeiten – und großer Enttäuschungen. Wo brachte die politische Veränderung auch eine kirchliche Erneuerung mit sich? Bei realistischem Hinsehen zeigt sich, dass Theologie und Kirche in der Diaspora in der Gefahr standen und stehen, sich den herrschenden gesellschaftlichen Moderichtungen anzupassen. Es kann aber auch umgekehrt so sein, dass Diaspora-Arbeit anregend und befruchtend in die gesellschaftliche Wirklichkeit hineinwirkt.

Zweifellos wird in etlichen Ländern Osteuropas das Diaspora-Bewusstsein, eine lutherische Kirche zu sein, eben durch die Diaspora-Situation gestärkt. Für manche kirchlich Engagierte oder in Ausbildung Befindliche erscheint die Theologie aber auch zu „gefährlich“ für den Glauben. Zudem gibt es Tendenzen, sich von den Problemen dieser Welt abzukapseln. Aber alles in allem hat die Wende von 1989 den lutherischen Kirchen eine deutliche Öffnung beschert, und es gibt seither vielerorts unübersehbare Anstrengungen, um die neuen Möglichkeiten wahrzunehmen. Es bleibt aber die Gefahr bestehen, dass ohne fundierte lutherische Theologie die Kirche wieder und wieder in die Versuchung kommt, von modischen Strömungen und politischen Ideologien mitgerissen und missbraucht zu werden.

Der frühere Ministerpräsident von Polen und jetzige Präsident des Europäischen Parlaments Jerzy Buzek berichtet im Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes 2008 als evangelischer Christ von der Diaspora-Situation in seinem Land.³ Im Gefolge des Umbruchs 1989 war es zu einem veränderten Stellenwert der Menschenrechte gekommen, insbesondere auch der Minderheitenrechte: Nunmehr garantiert die Charta der EU Gleichbehandlung, Meinungs- und Glaubensfreiheit. Buzek unterstreicht daher: „Minderheiten provozieren durch ihr Anderssein, das sie aber wiederum dazu verleitet, sich auszuzeichnen und positiv aufzufallen. Im Rahmen von Minderheiten kommt es leichter zur Entstehung von Netzwerken, von informellen Gruppen, die sich nach außen hin als äußerst wettbewerbsfähig zeigen.“ Jede Minderheit bringt demnach einen Mehrwert mit ins gesellschaftliche Leben – allerdings auch Gefährdungen: Es können Spannungen und Trennlinien in der Gesellschaft entstehen; eine Minderheit mag womöglich von den Regierenden als „Sün-

3 Jerzy Buzek, Die gesellschaftliche Wirksamkeit von Minderheiten, in: Lutherische Kirche in der Welt, Folge 55, Erlangen 2008, 95–104, 101.

denbock“ missbraucht werden. Doch das Positive überwiegt, wie Buzek resümiert: Minderheiten sind ein Indikator für die Demokratisierung und Offenheit einer Gesellschaft – und für den kulturellen Reichtum eines Landes. Insofern birgt die Diaspora-Existenz lutherischer Christen große Chancen, gesellschaftliches Leben positiv zu beeinflussen.

Solche Wirkung lässt sich beispielsweise in Odessa feststellen. In der 1794 gegründeten Hafenstadt in der Ukraine lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch über 10 000 Deutsche. Lange Zeit galt später die Turm-Ruine der lutherischen Kirche als eine Art Schandfleck der Stadt. Diese Kirche hatte einst zu den drei großen lutherischen Kirchen im alten Russland gezählt, war jedoch im Laufe der Roten Revolution, des Zweiten Weltkriegs und einer immer noch nicht aufgeklärten Brandlegung im Jahr 1976 teils umfunktioniert und schließlich zerstört worden. 1990 war in Odessa endlich wieder eine kleine lutherische Gemeinde entstanden, und 1992 wurde die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine (DELKU) gegründet. Als von politischer Seite der Abriss der Kirche beschlossen wurde, geschah etwas Merkwürdiges: Es kam zu gegenläufigen Bekundungen und Petitionen von Seiten der Bevölkerung! Die Diaspora-Christen hatten so gelebt und gewirkt, dass sie in dieser schwierigen, zugespitzten Situation Solidarität, ja Sympathie erfahren konnten. Der Staat hat dann die Kirchen-Ruine von Odessa der Gemeinde zur Nutzung übergeben und sie zum Wiederaufbau auf eigene Kosten verpflichtet. Dank der Partnerschaft mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und u. a. auch der Städtepartnerschaft zwischen Odessa und Regensburg konnte der Wiederaufbau angegangen werden. Zunächst wurde das einstige kirchliche Altersheim neben der Kirche ausgebaut, dann das Gotteshaus selbst. Die architektonische Planung setzte eine Zweiteilung in seinem Inneren durch – und so entstand ein kombiniertes deutsches Zentrum für Odessa auf dem traditionellen deutschen Hügel. Dieses Modell einer Kooperation von Kirche, Kultur, Bildung und Wirtschaft war der russischen Orthodoxie fremd und in der Ukraine etwas Neues: Es verdankte sich evangelischer Diaspora-Existenz! In solcher Verknüpfung von Altem und Modernem steht es für ein Miteinander von Staat, Bürgergesellschaft und Kirche. In diesem Jahr wurde dieses geistliche Diasporazentrum eingeweiht. Hier vollzog und vollzieht sich vorbildlich das Hineinwirken einer bekannten Diaspora-Gemeinde in die Gesellschaft.

4. Probleme und notwendige Korrekturen

Die gegenwärtige Diaspora-Debatte ist durch drei Problemfelder charakterisiert. Zum Ersten stand und steht konfessionelle Diaspora oft in einem schwierigen Zusammenhang mit nationalen Perspektiven. Zum Zweiten hat sie sich zunehmend den Aufgabenstellungen der kirchlichen Ökumene zu öffnen. Und zum Dritten bleibt ihr Verhältnis zur Mission im Sinn lutherischer Theologie zu klären.

Was den ersten Punkt betrifft, so hat die neuere Diasporawissenschaft die Spannung oder auch Verschlungenheit von *völkischer* und konfessioneller Diaspora, also einer im Grunde „doppelten Diaspora“, als deren besondere Gefährdung aufgezeigt. In den von Wilhelm Koller formulierten „Grundsätzen lutherischer Diasporaarbeit“ des bayerischen Martin-Luther-Vereins hieß es 1932: „Unter ‚Diasporaarbeit‘ versteht die lutherische Kirche solche Verkündigung des Evangeliums an Volks- und Glaubensgenossen, die sich in völkischer oder kirchlicher Entfernung, Trennung und Vereinzeln befinden.“ Und: „Die Kirche dient also [...] auch der Erhaltung, Stärkung und Vertiefung des Volkstums.“ Ein solches Hineinwirken von Volkstumstheologie ins konfessionelle deutsche Luthertum hat deutliche Spuren hinterlassen. So konnte einem Getauften in Novosibirsk von der Uroma 1989 schon einmal gesagt werden: „Jetzt bist a Deitscher!“ So manche deutsche Auslands- und Diasporagemeinden werden das Problem und die Versuchung einer national-völkischen Identifikation nicht gänzlich los. Es bedarf hier nach wie vor kritischer geistlicher Selbstbesinnung. Bedenklich kann hier vor allem die Betonung und Überhöhung von Werten des Ursprungslandes sein. In dieser Hinsicht braucht die evangelische Diaspora nach meiner Überzeugung nicht nur Kritik, sondern durchaus auch ein Stück weit Unterstützung, soweit es nämlich um die Bewahrung und Ausgestaltung konfessioneller Identität inmitten von Kontextualisierungsprozessen geht. Wie Wilhelm Hüffmeier, der Präsident des Gustav-Adolf-Werkes bemerkt, wird man heute wie früher an vielen Stellen auch die *Chancen* der so genannten „doppelten Diaspora“ nicht übersehen dürfen: „Das beginnt mit dem Vorteil der Beherrschung zweier Sprachen und geht (jedenfalls etwa in Südamerika) über die Verbesserung beruflicher Chancen in der globalisierten Welt bis hin zur Profilierung des eigenen Glaubens. In der Fremde und als Minderheit wird einem das Eigene nicht nur lieber, sondern auch bewusster und klarer.“

Gebraucht wird gerade in diesem Zusammenhang aber auch die Ermunterung dazu, sich in angemessener, jeweils vor Ort zu prüfender Weise in das christliche und kulturelle Miteinander zu integrieren und so *Ökumene* zu leben. Dazu können unter Umständen echte Kompromisse gehören. Vor al-

lem aber gehört Geduld zum ökumenischen Miteinander. Und doch: Jede Konfession, auch die kleinere, will im Mit- und Nebeneinander ihre Identität wahren. Darum stellt sich im jeweiligen Kontext die Frage immer wieder neu, wie man am besten als Salz in der Suppe wirken kann: als reines Salz oder vielleicht in eine Gewürzmischung integriert? Christen können und müssen in der Diaspora stets auch aktuell aus dem zu lernen versuchen, was sich in anderen Teilen der Ökumene bereits vollzieht. Sie können eventuell aber auch kritisch wahrnehmen, was sie vor Ort an laufenden Entwicklungen nicht übernehmen möchten.

Der Gedanke ans Hinüberblicken zu den Glaubensgeschwistern nicht nur in anderen Ländern oder Erdteilen, sondern in anderen Konfessionen führt mich schließlich drittens zum Motiv des Überschreitens der eigenen Grenzen im Geschehen der *Mission*. Auch das missionarische Element gehört ja zum Kirche-Sein schlechthin und steht darum nicht an letzter Stelle einer Diaspora-Existenz. Wilfried Härle hat in seinen Ausführungen über das „Wachsen gegen den Trend“⁴ 2008 unterstrichen: „Evangelisation und Mission dürfen nichts anderes sein als die der Kirche aufgetragene Bezeugung von Jesus Christus. Diese Bezeugung schließt den Dialog mit anderen religiösen Überzeugungen und das sorgfältige Hören auf sie notwendigerweise ein.“ Für Diaspora-Christen heißt das: Gegenüber den Gefahren des Interesses an bloßer Selbsterhaltung der Gemeinden, ja womöglich ihrer Selbstabschließung nach außen ist die Vorstellung von einer offensiven Diaspora theologisch angemessen. Die biblische Orientierung hat deutlich gemacht: Auch und gerade die Zerstreuten sind Gesendete. Sie können und sollen Keimzellen des wachsenden Gottesreiches sein. Ganz richtig formuliert Michael Sievernich im letzten Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes: „Diaspora und Mission sind weder Konkurrenten noch Alternativen, sondern gehören zusammen wie die beiden Seiten einer Münze.“⁵ Um im Bild zu bleiben: Salz zu sein heißt selbstverständlich: missionarisch aktiv zu sein – mit allen Folgen für die Gesellschaft, in die hinein solche Mission erfolgt. Dabei sollte man allerdings darauf achten, dass man sich beim Missionieren und Evangelisieren nicht konfessionell gegenseitig auf die Füße tritt und damit der Ökumene schadet.

4 Wilfried Härle/Jörg Augenschein/Sibylle Rolf/Anja Siebert (Hg.), *Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht*, Leipzig 2008.

5 Michael Sievernich SJ, *Diaspora und Mission in der religiösen Landschaft der Gegenwart*, in: *Lutherische Kirche in der Welt*, Folge 57, Erlangen 2010, 80–96, 80.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Evangelische Existenz in der Diaspora bedeutet nicht nur Leid, Darben und Hilfsbedürftigkeit, sondern immer auch einen Kompetenzgewinn für das Leben und das Zeugnis der Kirche insgesamt. Hier werden Erfahrungen gesammelt, von denen gerade auch Christen in der Nicht- oder Noch-nicht-Diaspora profitieren können. Hier werden Beiträge zum Aufblühen des gesellschaftlichen Kontextes geleistet, die im Einzelnen wertvoller sein können als das Wirken der Kirchen in einer noch volkskirchlich geprägten Kultur. Dieses Positive gilt überall, wo evangelische Christen in der Minderheit leben – besonders im katholisch geprägten Lateinamerika, Süd- und Westeuropa, in islamisch geprägten Ländern des vorderen Orients und Zentralasiens, verstärkt auch in säkularisierten Gebieten wie in Ostdeutschland, aber ebenso im orthodox geprägten Ost- und Südosteuropa. Der Martin-Luther-Verein engagiert sich seit nunmehr 150 Jahren für Diaspora-Christen im Sinne geschwisterlicher Verbundenheit. Wenn einst alle Zerstreung ein Ende haben und der Herr die Seinen in sein Reich alle eingesammelt haben wird, werden gerade die, die gelitten haben, freudig erkennen, dass ihnen der Vater des Gekreuzigten am allernächsten gewesen ist. Wenn wir um diese Perspektive wissen, haben wir allen Anlass, die ausharrenden Diaspora-Christen nicht nur zu unterstützen, sondern sie in Ehren zu halten.

Zum Schluss frage ich noch einmal: Welches Diaspora-Salz können eigentlich wir in unserer bayerischen Suppe gebrauchen? Wir benötigen vor allem spirituellen Rückfluss: Berichte vom geistlichen Leben, eben von der nicht nur materiellen, sondern auch geistlichen Lebensbewältigung unter den besonderen Bedingungen in der Diaspora. Dort sind mancherlei Modelle entwickelt worden oder emporgewachsen, die uns lehren können, wie man bei uns in der Diaspora der gesellschaftlichen Säkularität überleben kann. Und es liegen Glaubenserfahrungen bei Diaspora-Christen vor, die für uns in Bayern zur befruchtenden Herausforderung werden können. So lässt sich im Rückblick auf 150 Jahre Martin-Luther-Verein konstatieren: Wir sind allemal keineswegs nur Gebende, sondern immer wieder auch Empfangende.